Berta Schmidt-Eller

Keine Macht der Welt

eine Erzählung, wie's erlebt wurde

Missionswerk
FriedensBote
2010

Inhaltsverzeichnis:

Der Brief.....5
Keine Macht der Welt! 16
Im Vertrauen auf Gott.....27
Geht's wirklich los?.....30
Derzeit im Zirkus.....33
Ob es richtig war?.....35
Wir müssen sie wiederkriegen!.....44
Passkontrolle.....54
Da haben wir's ja!.....57
Dann ist man „drüben"?.....64
Sie steigen mit mir aus! 68
Eine verdorbene Feier.....74
Nachricht von „drüben" 77

Der Brief

Als Irene eilig aus dem Haus läuft, um Einkäufe zu machen, stößt sie an der Haustür fast mit der Postbotin zusammen. Die junge Frau ist zum ersten Mal in diesem Bezirk und sucht an den Klingelschildern nach den Namen.

„Müller –“, sagt sie und schaut auf die Adresse des Briefes, den sie in der Hand hält, „wohnt hier eine Irene Müller?“

„Das bin ich selbst“, nickt Irene. Sie hat plötzlich ein weiches Gefühl in den Knien. Die Botin gibt ihr den Brief. Sie merkt nicht, wie des Mädchens Hand zittert.

Einen Augenblick steht Irene noch wie angewurzelt an der Haustür. Dann blickt sie ins Haus zurück – nein, hier kann sie den Brief nicht öffnen, nicht lesen.

Sie schiebt ihn in die Manteltasche und atmet tief. Ist es möglich, jetzt, heute muss dieser Brief kommen? Gerade jetzt, wo sie so verzweifelt, so ratlos, so ganz ohne Hoffnung und Aussicht auf Hilfe ist? Ein Brief von Tante Martha, von Mutters einziger Schwester – wie lange hat sie keinen Brief mehr von ihr bekommen! Und heute, gerade heute – ist das nicht wie ein Wunder, ist das nicht wie eine Antwort auf ihr Gebet?

Irene ist ein Stück die Straße hinuntergegangen. Ehe sie zu dem verkehrsreichen und lebhaften Markt einbiegt, tritt sie durch eine Toreinfahrt in einen Hof. Hinter einem Wagen stehend reißt sie den Umschlag auf und liest:

W 415 721

„Meine liebe Irene! Auf alle meine Briefe und Päckchen hast du mir nicht geantwortet. Das macht mich ganz betrübt. Noch einmal möchte ich Dich herzlich einladen, zu mir zu kommen. Ich möchte Dich doch einmal wiedersehen. Und wir haben auch gewiss viel zu erzählen, was man in Briefen nicht so schreiben kann. Ich habe jetzt eine nette kleine Wohnung, ein Zimmer mit einer Kochnische und einem hübschen Balkon. Es wäre Platz genug für uns zwei. Wenn es Dir bei mir gefiele, könntest Du ganz hier bleiben.

Wie wäre es, wenn Du mir Weihnachten die Freude machtest, mich wenigstens für ein paar Wochen zu besuchen? Ich würde mich sehr darüber freuen ...“

Irene wischt sich mit dem Handrücken über die Augen. Tante Martha hat ihr geschrieben, hat Päckchen geschickt? Sie hat nichts bekommen. Oder sollte die Schokolade, die ihr Tante Lisbeth manchmal schenkte, von solchen Päckchen stammen?

„Onkel Max kann bei seiner einflussreichen Stellung doch sicher einen Pass für Dich besorgen –“

„Was machen Sie denn da?“ – schreckt sie eine raue Stimme auf. Irene steckt den Brief in die Tasche. Sie fühlt ihr Herz rasch und heftig schlagen. Die Gedanken flattern wie aufgescheuchte Vögel in ihrem Kopf durcheinander.

Nein, Onkel Max würde ihr keinen Pass besorgen. Onkel Max hatte ihr bestimmt die Briefe von Tante Martha vorenthalten. Die Post wurde ja immer unten

im Büro bei ihm abgegeben. Wenn heute nicht gerade eine neue Postbotin gekommen wäre, hätte sie sicher auch diesen Brief nicht erhalten.

Wenn – ja, das war es eben, dass sie heute, gerade heute den Brief erhalten musste. War das nun Zufall? Onkel Max und Tante Lisbeth nannten so etwas immer und unter allen Umständen Zufall. Mutter hatte derartige Dinge Gottes Fügung genannt. Aber darüber lachte Onkel Max. Irene ging über den Markt und bog in die Lütznerstraße ein. Der Novembertag erschien ihr plötzlich nicht mehr ganz so grau und trostlos. Und doch, was war schon damit geholfen, dass Tante Martha sie einlud, dass sie schrieb, sie könne ganz bei ihr bleiben? Wie sollte sie zu ihr kommen? Niemals würde Onkel Max ihr einen Pass besorgen. Er wollte, dass sie hier blieb. Einmal, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte, ihr, Irene, die frommen Ideen auszutreiben, wie er sagte, und zum anderen, weil Tante Lisbeth eine gute Stellung hatte, die viele Vorteile bot. Die hätte sie vielleicht aufgeben müssen, wenn Irene nicht zu Hause geputzt und gekocht hätte.

Irene reihte sich in die Schlange der Wartenden ein, die gleich ihr die Sonderzuteilung abholen wollten. Nur langsam schob sich die Reihe vorwärts. Die Frauen schwätzten halblaut miteinander. Irene hing ihren Gedanken nach und hörte nicht auf die Reden ringsum, bis ein Wort fiel, das wie ein Signal wirkte.

„Ich bin vorige Woche auch drüben gewesen ...“

Drüben – das war das Wort.

„Drüben –“, dort war Tante Martha, irgendwo am Rhein, und sie, Irene, sollte nach „drüben“ kommen.

„Wenn man kein Gepäck hat, ist es nicht so gefährlich, über die Grenze zu kommen. Ich habe eine Schwester in Eilsleben, wenn ich mich verlaufe und geschnappt werde, dann rede ich mich damit heraus, dass ich nach Eilsleben will. Das letzte Mal ist das ganz gut gegangen. Weil ich nur eine Handtasche bei mir hatte, haben sie mich gehen lassen, und ich bin auf einem Umweg rüber.“

„Pscht –“, machte die Nachbarin und wies mit einer Kopfbewegung auf Irene, die mit weit aufgerissenen Augen zugehört hatte.

Das Gespräch verstummte.

Das Mädchen hatte neuen Stoff zum Nachdenken.

Nur mit der Handtasche? Nun, es käme ihr nicht darauf an, nur mit der Handtasche fortzugehen. Und wenn sie alles zurücklassen musste – was hieß das schon? Aber hatte der Onkel nicht oft erzählt, wie es denen ging, die an der Grenze ohne Pass aufgegriffen wurden? Hatte er es nicht immer wieder gesagt, welch gefährliches Unternehmen es war, schwarz über die Grenze zu gehen? Oder hatte er sie nur schrecken wollen?

Aber selbst wenn es ihr gelang, über die Grenze zu kommen – zuerst war einmal die Frage, wie kam sie überhaupt an die Grenze, wie kam sie bei Onkel Max aus dem Haus?

Das erstere war die erste und größte Sorge.

Nein, es war ein schier unmögliches Unternehmen. Wenn sie zum Einkaufen aus dem Haus ging, musste sie im Büro unten den Wohnungsschlüssel abgeben. Es würde sofort auffallen, wenn sie nicht nach einer bestimmten Zeit wiederkam. Onkel Maxens Freund war

bei der Bahnpolizei irgendetwas Besonderes, da brauchte er nur anzurufen, und gleich würde man sie erwischen. Davon hatte Herr Hammer, der Bahnpolizeimann, auch oft erzählt. Man würde sie sehr schnell hierher zurückschicken, denn bis zur Grenze war es mindestens einen halben Tag mit dem Zug zu fahren. Wann fuhr überhaupt ein Zug? Und was kostete die Fahrt? Sie hatte etwa fünfundzwanzig Mark gespart; mit den fünf Mark, die ihr Tante Lisbeth gestern abend nach dem Auftritt mit Onkel Max heimlich zugesteckt hatte, waren es dreißig. Ob das bis zu Grenze reichen würde? Wohin musste man fahren? Es war ja niemand, den sie hätte fragen können! Von denen, die bei Onkel und Tante aus und ein gingen, würde sie jeder sofort verraten.

Auf dem Heimweg bog Irene erst in eine stille Gasse ein, um den Brief noch einmal und ganz zu Ende zu lesen. Tante Martha – ach, wenn die ahnte, wie gern sie zu ihr käme! Wenn sie ahnte, wie schwer, ja, wie es unmöglich war, ohne Onkels Wissen und Einwilligung zu reisen!

Zuerst hatte sie gedacht, der Brief müsse ihr Hilfe bringen und Trost. Nun merkte sie, dass durch die Nachricht, die freundliche Einladung, nur alles viel schlimmer wurde.

Wenn sie Tante Lisbeth einfach fragte, ob sie fahren dürfe? Vielleicht ließ man sie doch für ein paar Wochen weg.

Wenn man doch einen einzigen Menschen hätte, der einem raten, einem helfen könnte!

Irene ging gesenkten Hauptes daher und sah nicht, dass die Tante schon an der Haustür auf sie wartete.